Teodora Kostova

Ten Mile Bottom

CURSED

CURSED

Deutsche Erstausgabe (PDF) November 2020

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2018 by Teodora Kostova
Titel der Originalausgabe:
»Ten Mile Bottom«
Published by Arrangement with Teodora Kostova

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2020 by Cursed Verlag
Inh. Julia Schwenk
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Verlages.

Bildrechte Umschlagillustration
vermittelt durch Shutterstock LLC; iStock
Satz & Layout: Cursed Verlag
Covergestaltung: Hannelore Nistor
Druckerei: CPI Deutschland
Lektorat: Bernd Frielingsdorf

ISBN-13 (Print): 978-3-95823-293-8

Besuchen Sie uns im Internet:
www.cursed-verlag.de

Teodora Kostova

Ten Mile Bottom

Aus dem Englischen
von Anne Sommerfeld

Für meinen Ehemann,
der mir immer eine Schulter zum Anlehnen bietet.

Anmerkung der Autorin

Ich glaube, dass Autor*innen ein Stück von sich selbst in jede Geschichte, jeden Charakter und jede Szene legen.
In dieses Buch habe ich mehr von mir gepackt, als ich je vorhatte oder wollte, aber sobald ich mit dem Schreiben anfing, konnte ich nicht anders. Ich musste ehrlich sein.

Das ist meine Geschichte, so nah an der Wahrheit, wie ich es aufzuschreiben gewagt habe.

Kapitel 1

Die Musik schnitt wie ein heißes Messer durch Butter durch mein Inneres, schmolz die Ränder und sank nahtlos in mich hinein, sodass ich verwundbar und ungeschützt war. Das Dröhnen des Basses war jedes Mal wie ein Schlag in den Magen; jedes schrille, elektronische Kreischen erschütterte meine Nervenenden und ließ meine Gliedmaßen zucken.

Niemand bemerkte, dass meine Bewegungen ein wenig unnatürlich waren, und wenn doch, war es ihnen egal. Ich tanzte, schüttelte mich und erzitterte auf der überfüllten Tanzfläche, während sich die Zeit quälend verlangsamte. Die bunten Lichtstrahlen glitten bedächtig, vorsichtig über die verschwitzten Gesichter, als wären sie Taschenlampen von Rettern, die einen Moment dort verharrten und versuchten, jemanden zu finden, der etwas brauchte.

Die Sache war, dass jeder hier etwas brauchte. Erlösung, eine gute Zeit, einen schnellen, unkomplizierten Fick in den Schatten. Jeder rannte auf die eine oder andere Weise dem nächsten High nach. In meinem Fall wollte ich vergessen, ich wollte den konstanten Gedankenstrom und die Bilder verstummen lassen, die in meinem Kopf umherjagten und sich jede verdammte Sekunde um die Vorherrschaft stritten.

Du hast ihn umgebracht. Du hast ihn verdammt noch mal umgebracht.

Ich hatte meine Mutter angeschrien, während der Sarg meines Vaters hinter dem Altar vor uns aufragte. Alle starrten uns an. Renee hielt mich zurück. Ich konnte nichts sehen. Meine Augen waren vor Wut und Schmerz und Tränen blind.

Ich blinzelte.

Es dauerte nur einen Sekundenbruchteil, fühlte sich aber an, als hätte ich stundenlang die Augen geschlossen. Als ich meine schweren Lider schließlich hob, sah ich, dass die Zeit wieder zu

ihrem normalen Tempo zurückgekehrt war. Mich traf eine Wand aus Lärm. Ich stolperte rückwärts. Nicht weit, höchstens einen Schritt, bevor ich gegen Körper stieß, die sich im schnellen Rhythmus bewegten. Sie schoben mich eine Weile hin und her, bis ich wieder Halt fand.

Ich lächelte. Ich hob die Arme über den Kopf und ließ mich erneut von der Musik erfassen.

Es fühlte sich gut an.

Es fühlte sich immer gut an.

Ich brauchte es, heute noch mehr als sonst.

Du hast ihn umgebracht.

Du hast ihn verdammt noch mal umgebracht.

Stopp!

»Finn«, schrie mir jemand ins Ohr. Selbst für den Club war es zu laut. »Finn!«

Instinktiv legte ich die Arme um den Körper, der mir so nah gekommen war. Ich ließ mich von der Vertrautheit, der Nähe und dem Geruch wie von einer weichen Decke an einem kalten Tag einhüllen, zitterte aber trotzdem.

»Nicht«, sagte er, als ich meine Lippen auf die Stelle an seinem Hals legte, an der sein Puls schlug. Starke Hände packten meine Schulter, schoben mich aber nicht weg. Ich straffte den Rücken und begegnete Aidens Blick.

Sich bewegende Bilder, in der Zeit eingefrorene Momente – alle in strahlenden Farben – strömten in dem Moment auf mich ein, als ich meinem besten Freund ins Gesicht sah. Das lächelnde, jugendliche Gesicht meines Vaters aus meiner Kindheit; wie sein Sarg zu Boden gelassen wurde; meine weinende Schwester; meine Mutter, die ebenfalls weinte, während ich dasaß und nicht begreifen konnte, wie sie um jemanden weinen konnte, den sie ihr ganzes Leben lang gehasst hatte. Aiden drückte meine Hand und sah mich besorgt an.

Du hast ihn umgebracht.

Ich rannte, Aiden war direkt hinter mir und rief meinen Namen; er presste den Mund zu einer farblosen Linie zusammen, als ich ihm sagte, dass ich vergessen musste. Heute mehr als sonst.

Ich erinnerte mich an zu viel, denn die Wirkung der Drogen, die meinen Geist betäubten, ließ nach. Ich musste die Räder in meinem Kopf zum Stillstand bringen. Ich musste diese Bilder loswerden, wenn schon nicht für immer, dann für ein paar Stunden, sonst würde ich auf dem Boden der überfüllten Tanzfläche zusammenbrechen und sterben.

»Ich brauch noch eine Dröhnung«, schrie ich Aiden ins Ohr und wandte mich von ihm ab, bevor er antworten konnte.

Er würde mich nicht aufhalten, das wusste ich. Wahrscheinlich würde er sich selbst noch eine Dröhnung geben, genau wie sonst auch. Er würde für mich da sein, bei mir sein, immer. Aber ich wollte nicht wieder sehen, wie das Licht in seinen wunderschönen Augen erlosch. Wohin auch immer ich ging, Aiden folgte mir, selbst wenn es bedeutete, dass es ihn langsam umbrachte. Ich wusste nie, warum, aber ich war auch nicht allzu scharf darauf, mich damit zu beschäftigen.

Ich spürte seine Hand an meinem Oberarm, als er mir durch die Menschenmenge zur Toilette folgte. Das plötzliche Licht und die Stille, als wir die Tür hinter uns schlossen, prasselten auf meine Sinne ein und ließen mich zucken.

»Hast du was?«, fragte ich, während das Adrenalin in meinen Adern summte. Aiden nickte und zog eine kleine Tüte aus seiner Tasche. »Gut.«

Wir gingen in eine der Kabinen und Aiden lehnte sich mit dem Rücken an die geschlossene Tür. Mir fielen die Geräusche aus einer der anderen Kabinen auf, aber es war mir vollkommen egal, was dort getrieben wurde. Mir rauschte das Blut in den Ohren, mein Kopf pulsierte und meine Hände zitterten, als ich sie in meinen Haaren vergrub und daran zog. Es tat weh und ich genoss den Schmerz.

Vor meinem Gesicht tauchte Aidens Hand auf, in der eine Menge Pillen lagen. Ich schluckte, denn allein bei dem Gedanken an die herrliche Selbstvergessenheit lief mir das Wasser im Mund zusammen. Verschmitzt grinsend sah ich Aiden in die Augen und nahm zwei Tabletten. Er runzelte die Stirn, stand aber zu sehr neben sich, um etwas zu sagen. Bevor er seinen gesunden Menschenverstand wiederfinden und mir einen Vortrag halten konnte, warf ich mir die Pillen in den Mund und schluckte sie trocken.

Ich schwankte, denn die sofortige Erleichterung und das Vergnügen ließen mich schwindeln. Die Bilder, die in Endlosschleife durch meinen Kopf geisterten, wurden blasser und lösten sich an den Rändern auf, bis sie endlich verschwunden waren. Gott, das war ein Segen. Ein wirklicher, echter, unverfälschter Segen.

»Scheiße«, fluchte Aiden leise und schlug mit dem Kopf gegen die Tür.

Ich hob den Blick, um ihn anzusehen und war überrascht, wie gut er aussah. Aiden hatte immer gut ausgesehen mit seinen dichten, dunklen Haaren, den verführerischen, haselnussbraunen Augen und der Eleganz, mit der er seinen hoch aufgeschossenen Körper bewegte, aber in diesem Moment war er der schönste Mann, den ich je gesehen hatte. Mit wackligen Beinen ging ich auf ihn zu, drückte ihn gegen die Tür und umfasste seinen Kiefer, während ich ihn grob küsste. Aiden stöhnte und zog mit den Händen an der Rückseite meines T-Shirts.

Es fühlte sich so gut und gleichzeitig so falsch an und ich wusste nicht, warum.

»Ich brauch Alkohol«, murmelte ich und knabberte an seiner Unterlippe, während ich die Tür öffnete.

Aiden schloss ganz kurz die Augen, ehe er nickte und mir nach draußen folgte.

Kapitel 2

Ich verstand die Muster nie, die meine Gedanken für gewöhnlich annahmen. Warum war zum Beispiel das grellgrüne T-Shirt des Barkeepers das Erste, das sich aus der Dunkelheit schälte? War es überhaupt grün? Blau? Ich wusste es nicht wirklich.

Alles war so verdammt dunkel, keine blitzenden Lichter, keine Musik. Keine tanzenden Menschen, die mich herumstießen, während wir uns alle in einem anderen Rhythmus zum selben Takt bewegten.

Ich hörte ein entferntes Piepen, aber falls das ein neuer Hit war, hatte jemand wirklich Mist gebaut, denn er war verdammt langweilig. *Piep. Piep. Piep*. Das war's. Kein Bass, kein anderes Geräusch. Nur Dunkelheit und dieses verdammte Piepen. Es trieb mich in den Wahnsinn.

Ich versuchte, mich zu bewegen, um Aiden zu finden, damit wir aus diesem lahmen Club verschwinden konnten, aber aus irgendeinem Grund ging es nicht. Ich versuchte, ihn zu rufen, aber meine Kehle war eng und fühlte sich seltsam wund an, als hätte ich bereits eine Weile geschrien. Und da war etwas… Da war etwas in meinem Mund, das in meine Kehle führte.

Ich riss die Augen auf und die Panik überkam mich so plötzlich, dass mir schwindlig wurde. Ich konnte meinen Blick nicht fokussieren. Alles um mich herum war verschwommen und zu hell. Ich konnte mich nicht bewegen. Ich konnte nicht einmal sprechen. Und dieses Ding in meinem Hals, ich wusste nicht, was es war, aber ich wollte es nicht in mir haben. Ich fühlte mich hilflos, als ich versuchte, alles zu verstehen und mich durch den Schmerz und den stechenden Lärm in meinem Kopf zu schieben.

»Finnegan!«

Jemand sagte meinen Namen, aber ich konnte die Person nicht sehen. Ich schlug weiter um mich, versuchte mich aufzurichten,

versuchte, mich zu konzentrieren, die Panik abzuschütteln und mich von dem zu befreien, was auch immer mich unten hielt…

»Finnegan, du musst dich beruhigen!«, sagte die Stimme und sie klang seltsam nach meiner Mutter. Nur sie und vollkommen Fremde nannten mich bei meinem vollen Namen.

Warum war sie hier? Und was viel wichtiger war, warum versuchte sie nicht, mir zu helfen?

Ich folgte ihrer Aufforderung und hielt still. Ich schloss die Augen und versuchte, das Ding in meinem Hals zu vergessen, ehe ich sie wieder öffnete und mich auf das nächste Objekt vor mir konzentrierte. Es war eine schmucklose, quadratische Lampe an einer schmucklosen weißen Decke. Als ich langsam den Kopf drehte, sah ich meine Mutter stirnrunzelnd auf einem Stuhl hocken und neben ihr stand eine Maschine mit vielen Lichtern, Monitoren und Kabeln.

Heilige Scheiße, ich war in einem Krankenhaus. Das Ding in meinem Hals war ein Intubationsschlauch. Ich konnte mich nicht frei bewegen, weil meine Hände ans Bett gefesselt waren. Langsam ergab alles einen Sinn, während die Situation in meinem Kopf Formen annahm.

»Finnegan?«, sagte meine Mutter nun mit sanfterer Stimme. Sie legte eine Hand auf das Bettgitter und beugte sich näher zu mir. Ihr Mund öffnete sich, aber sie sagte nichts. Also schloss sie ihn wieder und wandte den Blick ab, doch ich hatte die Enttäuschung in ihren Augen trotzdem gesehen.

Nichts Neues, hm?

In den Augen meiner Mutter lagen immer Enttäuschung oder Ungeduld oder Missbilligung, wenn sie sich mit mir abgeben musste.

Ich wandte den Blick ab und sah wieder zu der quadratischen Lampe an der Decke. Ich konnte mich jetzt nicht mit ihr auseinandersetzen. Es gab Dringenderes. Jemand musste diesen Schlauch aus meinem Hals entfernen, sonst würde ich wieder durchdrehen.

Ich drehte den Kopf wieder zu meiner Mutter und versuchte, mit meinen gefesselten Händen so gut ich konnte auf den Schlauch zu zeigen. Sie schien mich zu verstehen, denn sie nickte, stand auf und ging zur Tür – hoffentlich, um jemanden zu holen.

Ich war so müde. Schmerzhaft müde. Bilder, Geräusche und Farben blitzten in meinen Gedanken auf, unfokussiert, einander jagend und um meine Aufmerksamkeit ringend. Ich wollte, dass alles aufhörte.

Ich wollte Stille.

Ich wollte die Dunkelheit zurück.

***

Mein Körpergefühl und die Schmerzen kratzten wieder am Rand meines Bewusstseins. Ich war nicht besonders scharf darauf. Es hatte sich gut angefühlt, von Dunkelheit und schmerzloser Schwerelosigkeit umfasst zu sein.

Ich musste mich bewegt und meinen Wachzustand verraten haben, denn ich konnte erneut meine Mutter hören, die meinen Namen sagte.

Ich öffnete die Augen. Es dauerte eine Weile, bis ich mich fokussieren konnte, denn das grelle Tageslicht stach.

»Finnegan?«

Hör auf, meinen Namen zu sagen. Hör auf, so zu tun, als würdest du dich sorgen. Geh weg.

Ich wollte die Worte schreien, hatte aber nicht die Energie dafür. Außerdem, selbst wenn ich sie hätte, fühlte sich meine Kehle trocken an und tat höllisch weh.

Zögerlich versuchte ich, gegen den Schmerz zu schlucken. Es tat weh. Zumindest war der verdammte Schlauch weg. Meine Mutter stand noch immer neben dem Bett und ihr Blick glitt über meinen Körper und mein Gesicht, als würde sie nach etwas suchen. Keine Ahnung wonach, aber die Falte zwischen ihren Brauen wurde tiefer, also nahm ich an, dass sie es nicht gefunden hatte.

»Wasser«, krächzte ich kaum hörbar, aber sie hörte mich und hielt mir ein Glas Wasser mit einem Strohhalm an die Lippen.

Ich griff danach und meine Hände waren überraschenderweise frei. Allerdings waren sie nicht wirklich hilfreich, denn sie zitterten heftig, als ich versuchte, das Glas selbst zu halten.

»Ich halte es für dich«, sagte meine Mutter, sodass ich mich wie ein verdammter Invalide fühlte.

Ich trank ein paar Schlucke aus dem Strohhalm und jedes Mal schnitt es wie die stumpfe Seite eines Messers in meine Kehle.

»Danke«, murmelte ich und wandte den Blick ab.

»Wie fühlst du dich?«

Was zur Hölle denkst du denn?

»Gut.«

Immerhin war jetzt der verdammte Schlauch weg und ich riskierte keine weitere Panikattacke.

»Finnegan…«, sagte meine Mutter seufzend und ließ sich auf dem weißen Plastikstuhl neben dem Bett nieder. »Du kannst so nicht weitermachen.«

Ich schloss die Augen und zwang mich, mich zu entspannen und nicht auf ihre Worte zu reagieren. Sie konnte mit dem Vortrag nicht warten, bis ich aus dem Krankenhaus entlassen war?

»Deine Schwester und ich waren krank vor Sorge«, fuhr sie fort, ohne mein Unbehagen zu bemerken. »Dein Verhalten betrifft mehr Menschen als nur dich, Finnegan.« Ich konnte die Tränen in ihrer Stimme hören, aber es war mir egal. »Warum bist du so selbstsüchtig? Dein ganzes Leben lang hab ich versucht, das Beste für dich zu tun und du hast dich bei jedem Schritt gegen mich gewehrt, nur um so zu enden.«

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie sie auf mich deutete, um den erbärmlichen Zustand dieses *So* zu betonen.

»Geh weg«, sagte ich mühsam.

»Was?«

»Geh. Weg.« Ich drehte den Kopf, um sie anzusehen. Ihre Augen waren gerötet und Tränen strömten ihr über die Wangen. Und

trotzdem war dieses enttäuschte Stirnrunzeln, das sie mir immer schenkte, unerschütterlich.

Sie schürzte die Lippen. »Das hab ich nich verdient«, sagte sie und straffte die Schultern. »Ich war immer für dich da und du hast es nie zu schätzen gewusst. Aus irgendeinem Grund bin ich immer die Böse.« Eine Träne rollte über ihre Wange, als sie ihre gut einstudierte Rolle als Opfer spielte.

»Ich will dich nicht hier haben«, sagte ich und jedes Wort fühlte sich an, als würde ich eine Klinge schlucken, aber ich war entschlossen, mir nichts anmerken zu lassen. »Ich will deine Vorträge und deine falsche Sorge nicht…«

»Falsch?«, unterbrach sie mich empört und ihr Mund stand offen. »Wie kannst du so was sagen, Finnegan? Ich bin deine *Mutter*.«

Ich spürte, wie meine Hände anfingen zu zittern, als ich versuchte, meine aufsteigende Wut im Zaum zu halten. Erneuter Schmerz pulsierte in meinem Kopf. Ich dachte noch einmal über meine Überzeugung nach, dass eine Panikattacke vom Tisch war.

»Verschwinde einfach!«, sagte ich so nachdrücklich ich konnte. Meine Stimme brach beim letzten Wort und ich hasste mich dafür.

»Mum, das reicht«, erklang die ruhige Stimme meiner Schwester von der Tür aus.

Gott. Sei. Dank.

Ich schloss die Augen und mein Körper entspannte sich augenblicklich. Renee konnte sich jetzt um unsere Mutter kümmern.

»Nun, ist das nicht reizend«, sagte Mum und nahm ihre Tasche vom Boden. »Meine eigenen Kinder behandeln mich so, obwohl ich nichts – *nichts* – getan habe, um das zu verdienen.« Sie drehte sich zu mir und lud noch einmal nach, als sie aufstand. »*Du* solltest dich nach dem, was du getan hast und was du auf der Beerdigung zu mir gesagt hast, bei mir entschuldigen.« Ihre Stimme zitterte bei den letzten Worten und auf Abruf traten ihr Tränen in die Augen.

Wie immer, wenn sich ihre beiden Kinder gegen sie wandten, verschwand meine Mutter eilig aus dem Zimmer, ohne jemand

anderem das letzte Wort zu überlassen. Sobald ihre Schritte nicht mehr zu hören waren, breitete sich eine wahnsinnige Ruhe wie Balsam in meinem Körper und Geist aus und beruhigte all meine Sinne. Meine Kehle schien nicht mehr so sehr zu schmerzen, meine Kopfschmerzen waren beinahe verschwunden und ich konnte mich ein wenig im Bett bewegen, ohne dass ein stechender Schmerz durch meine Glieder fuhr.

Renee setzte sich seufzend auf den Stuhl, den Mutter gerade frei gemacht hatte. Sie versuchte, es zu unterdrücken, aber ich konnte es laut und deutlich hören. Über die Jahre hatte ich es zu oft gehört.

»Na los, sag es schon«, forderte ich sie auf und drehte mich auf die Seite, um sie besser zu sehen. Außerdem tat mir der Rücken davon weh, Gott weiß wie lange in derselben Position gelegen zu haben.

»Wie geht's dir?«

Ich lächelte und bereute es augenblicklich, denn meine trockene Oberlippe spannte sich unangenehm. »Das ist nicht das, was du sagen willst.«

Renee nahm einen kleinen Tiegel mit Lippenbalsam aus ihrer Handtasche und beugte sich vor, um etwas davon auf meine aufgesprungenen Lippen zu schmieren.

»Ich werde noch genug Zeit haben, zu sagen, was ich sagen will, sobald du hier raus bist.«

Der harte Ton in ihrer Stimme schnitt mir ins Herz. Sie hatte seit unserer Kindheit meinetwegen viel ertragen, war aber nie von meiner Seite gewichen. Und trotzdem fühlte es sich jetzt anders an. Als hätte sie endlich die Nase voll.

Ich konnte es ihr nicht verübeln.

Wahrscheinlich hätte ich etwas Dämliches gesagt, wenn der Arzt nicht in diesem Moment hereingekommen wäre.

»Mr. Hart, wie schön, Ihre Augenfarbe zu sehen.« Er lachte leise über seinen eigenen Witz.

Ich hätte besagte Augen verdreht, wenn ich sicher gewesen wäre, dass ich davon keine Kopfschmerzen bekommen hätte, aber in meiner momentanen Lage wollte ich kein Risiko eingehen.

»Ich bin Doktor Bailey. Ich habe Sie operiert und seitdem Ihre Genesung im Auge behalten.«

Er setzte sich auf die andere Seite meines Bettes, warf einen Blick auf die Monitore und schrieb etwas auf sein Klemmbrett, während er seine dunklen, buschigen Augenbrauen zusammenzog.

»Operation?« Gedanklich untersuchte ich meinen Körper nach fehlenden Gliedmaßen oder ungewöhnlichem Schmerz.

Der Arzt warf Renee einen Blick zu. »Ja. Wir mussten einen Teil Ihrer Leber entfernen und die Blutung in Ihrem Magen-Darm-Kanal stoppen.« Er lächelte mich erneut fröhlich an und ich wollte ihm eine verpassen.

Verwirrt sah ich zu Renee. Sie zuckte mit den Schultern und deutete mit dem Kinn auf den Doktor, damit ich aufpasste.

»Die Sache ist so, Mr. Hart«, fuhr der Arzt fort und verschränkte die Finger auf dem Klemmbrett in seinem Schoß. Seine Augen waren blassblau, aber im Gegensatz zu denen meiner Mutter schnitten sie nicht in meine Seele und ließen mich zerstört und leer zurück wie einen kaputten Ballon. »Sie sind in schlechtem Zustand. Obwohl Sie erst vierundzwanzig sind, ist die Leber meiner achtzigjährigen Großmutter in besserem Zustand als Ihre.« Er machte eine dramatische Pause. Ich wollte keinen Blick auf Renee riskieren, also sah ich weiter den Arzt an. »Wenn Sie nicht anfangen, auf sich selbst zu achten, ist die Chance ziemlich groß, dass Sie Ihren dreißigsten Geburtstag nicht erleben werden.«

Es gab kein freches Lächeln, keinen Hinweis darauf, dass er übertrieb.

Mir fehlten die Worte. Das war zu viel auf einmal. Sie hatten einen Teil meiner Leber entfernt? Meine Gesundheit war so schlecht, dass ich bald sterben könnte? Was zur Hölle sollte ich mit all dem anfangen?

»Finn«, sagte Renee und legte sanft ihre Hand auf meine. Ich sah sie an. Warum war sie verschwommen? Haben sich meine Augen entschieden, mich aufzugeben, so wie alle anderen – und alles andere – auch? »Wir schaffen das«, sagte sie und strich mit ihrer Hand etwas von meiner Wange.

Toll. Jetzt heulte ich vor meiner kleinen Schwester und dem verdammten Arzt wie ein Waschlappen.

Als hätte er mein Unbehagen gespürt, räusperte sich der Doktor leise und sagte: »Ich komme in ein paar Stunden für Ihre planmäßige Untersuchung zurück. Dann können wir noch weiterreden, Mr. Hart, und ich werde all Ihre Fragen beantworten.« Er stand auf, warf einen Blick auf den Monitor rechts neben mir und schrieb etwas auf sein Klemmbrett. »Aber ich rate Ihnen, sich auszuruhen, sowohl mental als auch körperlich, bis Sie von der Intensivstation runter sind. Danach können wir alles besprechen.« Er hob einen Mundwinkel zu einem sanften Lächeln, während er eine Hand auf meine Schulter legte.

Er ging, um wahrscheinlich weitere schlechte Neuigkeiten an die Person zu überbringen, die hilflos im nächsten Zimmer lag. Ein überwältigendes Gefühl des Untergangs legte sich über mich und raubte mir auch die letzte Energie. Es fühlte sich an, als würde mich mein Kopf anschreien, aufzuwachen, aufzustehen und etwas zu tun, aber mein Körper war einfach zu erschöpft, um sich darum zu scheren. Man konnte etwas nicht zum Arbeiten zwingen, wenn die meisten Teile kaputt waren, richtig?

Ich spürte Renees Hand auf meiner und das war alles, was ich brauchte, um der über mich hereinbrechenden Erschöpfung nachzugeben und selig die Augen zu schließen.

Kapitel 3

In der nächsten Woche kam mich meine Mutter jeden Tag besuchen. Sie setzte sich neben mich, fragte mich, wie es mir ging, und erzählte von ihrem Tag, dass die Nachbarn einen Welpen hatten, von der neuen Auswahl an Fusion-Salaten in ihrem Lieblingsrestaurant und dem Wetter. Sie versuchte nicht erneut, mich als selbstsüchtigen Mistkerl zu beschimpfen, aber ich wusste nicht, ob es daran lag, dass Renee sie zurechtgewiesen hatte, oder weil sie Gewissensbisse hatte, da sie ihren Sohn angegriffen hatte, der hilflos auf der Intensivstation lag.

Aber es lag in ihren Augen. Jedes Mal, wenn ich sie ansah, konnte ich es sehen. Die Anschuldigung. Die Enttäuschung. Das Bedauern. Ich versuchte, ihren Blick so oft es ging zu meiden, zwang mich, höflich zu nicken, wenn sie redete und mir jeden Tag zum Abschluss von ihr die Hand tätscheln zu lassen. Und die ganze Zeit über wünschte ich, sie würde sich nicht die Mühe machen, zu kommen.

Die Sache war, dass sie es nicht tat, weil sie sich so um mich sorgte. Sie tat es, weil sie schlecht dastehen würde, wenn sie es nicht täte. Was würden die Krankenhausmitarbeiter denken? Und ihre Freunde? Was würde sie den Nachbarn sagen, wenn sie nach mir fragten?

Sie kam aus Pflichtgefühl. Wenn meine Mutter etwas über alle Maßen hasste, dann, mit einem schlechten Gewissen ins Bett zu gehen.

Renee kündigte sich mit einem leisen Klopfen an, ehe sie hereinkam und sich neben das Bett setzte. Ein paar Strähnen ihrer blonden und mit türkisen Strähnen durchzogenen Haare hatten sich aus dem lockeren Pferdeschwanz gelöst, den sie sich wahrscheinlich in Eile gebunden hatte, aber in ihren blauen Augen lag

ein Funkeln, das ich seit einer Weile nicht mehr gesehen hatte. Unsere Gesichtszüge waren sich so ähnlich – breiter Mund und strahlendes Lächeln, rundes Gesicht, kleine Nase und markantes Kinn. Aber während ich die dunklen, dichten, welligen Haare und die fast schwarzen Augen unseres Vaters geerbt hatte, war Renee mit ihren glatten blonden Haaren, den blauen Augen und der blassen Haut, die beinahe durchscheinend war, eine Kopie unserer Mutter.

Doch als ich sie ansah, konnte ich nicht umhin zu denken, dass wir nicht verschiedener hätten sein können. Renee hatte immer eine reine, aufrichtig gute Seele gehabt, von der ich nicht einmal träumen konnte, und sie zeigte sich in ihrem ganzen Verhalten.

»Hast du mit ihnen gesprochen?«, fragte ich hoffnungsvoll. Ich hatte sie gebeten, ihr entwaffnendstes Lächeln zu benutzen, um mich so schnell wie möglich hier raus zu bekommen

»Ja«, sagte sie und schenkte mir dieses entwaffnende Lächeln. Zu schade, dass ich es zu oft gesehen hatte und immun dagegen war. »Doktor Bailey kommt nachher, um dich zu untersuchen und wenn er zufrieden ist, unterschreibt er die Entlassungspapiere und dann kannst du gehen.«

»Gott sei Dank«, murmelte ich und schmiegte mich tiefer in die Kissen. Ich schloss die Augen und stellte mir bereits meine kommende Freiheit vor.

Ich hatte es satt, eine scheinbare Ewigkeit wie ein Invalide behandelt zu werden. Eigentlich war es nur etwas mehr als eine Woche, seit ich von der Intensivstation verlegt worden war, aber ich ging bereits die Wände hoch.

»Hast du Aiden erreicht?«, fragte ich.

Die lange Pause sorgte dafür, dass ich ein Auge öffnete und sie ansah.

»Ja«, sagte sie schließlich.

»Und?«

Sie biss sich auf die Lippen, wandte den Blick ab und kämpfte offensichtlich mit ihrem Instinkt, mir die Wahrheit zu sagen.

»Renee?«

Sie seufzte. »Er wird es dir selbst sagen.«

»Und wann soll das sein?« Ich wurde mit jeder Sekunde genervter. Aiden, mein sogenannter bester Freund, hatte mich noch nicht einmal besucht. Er hatte weder geschrieben noch angerufen oder auch nur einen Raben mit einer verfickten Nachricht geschickt. Seit wir uns in der Schule kennengelernt hatten, waren wir unzertrennlich und trotzdem hatte er keinen Bock, sich nach mir zu erkundigen, wenn ich in einem verfickten Krankenhaus war.

»Nach dem Entzug.«

Super.

Es wäre nicht mein erstes Mal, also wusste ich, was ich zu erwarten hatte, und trotzdem hasste ich die Vorstellung daran, es wieder zu tun. Jeden Morgen geweckt werden, Meditation, biologisch angebautes, unverarbeitetes Essen, über Gefühle sprechen… Keines dieser Dinge sprach mich irgendwie an. Aber leider gab es keinen Weg drum herum.

»Da wir gerade davon sprechen«, sagte Renee und lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf sich. »Mum und ich haben darüber gesprochen und wir möchten, dass du dieses Mal in eine andere Entzugsklinik gehst.«

Ich funkelte sie wütend an, aber sie ignorierte mich.

»Oh?« Ich legte so viel Gift wie möglich in diese einzelne Silbe.

»Für dich ist das vielleicht ein Witz, Finn, aber für mich nicht«, sagte Renee und richtete ihren stählernen Blick auf mich. Ihre Stimme schwankte nicht, als sie sprach, aber in ihren Augen schimmerten Tränen. »Du gehst den Entzug wie einen Erholungsurlaub an und wenn du wiederkommst, hat sich nichts verändert. Du musst das ernst nehmen.«

»Das tue ich!«

»Tust du nicht! Du hast gehört, was der Arzt gesagt hat! Ich werde meinen Bruder nicht verlieren, weil er zu dumm und zu stur ist, um auf sich aufzupassen!«

Sie stand auf, ihre Brust hob und senkte sich schwer und sie ging zum Fenster. Schweigen breitete sich im Raum aus, während sie nach draußen starrte und ich mich auf die Kissen sinken ließ und sie beobachtete.

Was sollte ich sagen? Sollte ich ein Versprechen machen, das ich ganz sicher nicht halten würde? Ich liebte Renee mehr als irgendjemanden sonst und hasste es, sie so aufgewühlt zu sehen, aber ich konnte ihr nicht versprechen, dass ich nie wieder Alkohol trinken oder Drogen nehmen würde. Scheiße, wenn sie mich nicht regelmäßig mit Schmerzmitteln vollpumpen würden, würde ich mich jetzt nach einer Dröhnung sehnen.

Ich war ein armseliges Exemplar von einem Menschen und wir beide wussten es. Und trotzdem, aus einem bizarren Grund liebte sie mich noch immer.

Als sie sich umdrehte, waren ihre Augen gerötet, aber sie weinte nicht. Sie wedelte hilflos mit den Händen, während sie versuchte, die Worte zu finden, die ich hören musste.

»Du hast auf dem dreckigen Fußboden einer Nachtclub-Toilette eine Überdosis genommen und dein Herz ist auf dem Weg zum Krankenhaus stehen geblieben. Du bist gestorben, Finn«, sagte sie und der Kummer auf ihrem Gesicht ließ mich zusammenzucken.

»Was?«

»Du. Bist. Gestorben«, wiederholte sie und trat ans Bett heran. »Sie haben gesagt, dass du einen Herzstillstand hattest, als die Sanitäter kamen, und sie dich wiederbeleben mussten. Sie haben dich auf dem Weg zum Krankenhaus kaum am Leben halten können.«

Ich war zu geschockt, um etwas zu sagen, und mental und körperlich zu müde, um einen Sinn darin zu erkennen. Glücklicherweise hatte sie Mitleid mit mir und ging nicht weiter ins Detail.

»Bitte, Finn«, sagte sie mit sanfter Stimme. »Versuch es. Für mich.«

Ich konnte nicht Nein sagen.

Kapitel 4

Die Entzugsklinik, die Renee und Mutter für mich ausgesucht hatten, war eher ein mittelalterliches Kloster als eine moderne Einrichtung, die sich um die Reichen und Rücksichtslosen kümmerte.

Jedes Mal, wenn ich mein Zimmer verließ, erwartete ich, eine Nonne hinter mir zu hören, die eine Glocke schlug und *Schande* rief, bis ich all meine Sünden gestand. Ich hatte der Psychiaterin den Witz erzählt, aber sie hatte ihn nicht verstanden. Genauso wenig wie irgendeine andere Anspielung auf *Game of Thrones*. In der zweiten Woche gab ich es auf, sie zum Lächeln bringen zu wollen. Am Ende der dritten Woche war ich nicht sicher, ob ihre Gesichtsmuskeln überhaupt in der Lage waren, ein Lächeln zu formen. Ich hatte auf Doktor Sheltons Gesicht noch nie einen anderen Ausdruck gesehen als die sorgsam aufrechterhaltene, hochprofessionelle, ausdruckslose Maske.

Es war beschissen, dass es mir etwas ausmachte. Der Entzug machte mich noch nervöser als sonst. Alle anderen Patienten in diesem Höllenloch hielten Abstand zu mir, weil ich alle finster anstarrte, die Blickkontakt zu mir suchten. Man konnte mit Sicherheit sagen, dass die Gruppentherapie- und Meditationssessions nicht so gut liefen und ich wurde dazu verbannt, allein zu meditieren – mit Doktor Sheltons persönlicher Empfehlung.

Als würde es mein Verlangen ersticken, das flüchtige Glück zu spüren, wenn die Drogen meine Sinne betäubten, und meine Gedanken zum Schweigen zu bringen, wenn ich eine Wand anstarrte und so tat, als würde ich meinen Kopf leeren und mich nur auf den Moment konzentrieren.

Nachts konnte ich nicht schlafen. Ich starrte an die Decke, bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten und ich die Umrisse der kargen Möbel in meinem Zimmer ausmachen konnte. In diesen Momenten war das Flüstern in meinem Kopf am lautesten und die

Sehnsucht nach den betäubenden Wirkungen der Drogen und des Alkohols am schlimmsten. Ich zitterte und hatte jede Nacht Krampfanfälle, anfangs nur wegen der physischen Folgen des Entzugs und später, lange nachdem das Gift meinen Körper verlassen hatte, wegen der Hilflosigkeit und Verzweiflung.

Wenn der Morgen kam, blieb die Erleichterung aus. Nur Erschöpfung und Elend stellten sich ein.

Ich hasste es. Aber Widerstand würde zu nichts führen. Doktor Shelton musste meine Entlassungspapiere unterschreiben und das würde nur passieren, wenn sie überzeugt war, dass ich weder für mich selbst noch für andere eine Gefahr darstellte. Dass ich wieder in die große, beängstigende Welt gehen und nicht mit dem Gesicht voran in das erste schwarze Loch der Versuchung fallen würde, das mir über den Weg lief.

Tja, krasser Scheiß, Doktor. Ich machte mir nicht vor, dass ich stark genug war, der Verlockung eines benebelten Geistes zu widerstehen – eines glückselig ruhigen Geistes – und sah auch nicht wirklich einen Grund, warum ich widerstehen sollte. Aber ich musste die Ärztin vom Gegenteil überzeugen. Fürs Erste musste ich so tun, dass es mich interessierte, was mit mir passierte.

***

Während der ersten vier Wochen durfte mich niemand besuchen. Kein Fernsehen, kein Handy, kein Internet, keine Zeitung oder irgendeine andere Verbindung zur Außenwelt. Ich konnte mir ein vorab abgesegnetes Buch aus der kleinen Bibliothek ausleihen und das war auch schon die ganze Unterhaltung, die mir gestattet wurde.

Ich war ohnehin nicht in der Stimmung, mich mit jemandem zu unterhalten oder von den Problemen der Welt zu hören. Ich hatte mich beinahe selbst davon überzeugt, bis der erste Tag der fünften Woche kam und meine Illusionen zerstörte. Während ich im Gemeinschaftszimmer saß, wo sich die Leute meistens versammelten, um gesellig zu sein, hielt ich den Atem an und hoffte jenseits

aller Vernunft, dass Renee mich besuchen würde und fürchtete, stattdessen meine Mutter zu sehen, während sich die Tür öffnete und schloss und mehr und mehr Besucher hereinströmten.

Tja, Renee kam nicht. Genauso wenig wie meine Mutter. Da die Hälfte des *offenen Tages* vorbei war, verlor ich die Hoffnung, dass sich jemand um mich scherte und stand auf, um den Raum, der von Gelächter und Unterhaltungen erfüllt war, zu verlassen. Die Tür öffnete sich erneut und mein Herz setzte einen Schlag aus, als ich sah, wie Aiden hereinkam.

Wie angewurzelt und mit großen Augen sah ich zu, wie er die Tür hinter sich schloss und mich in dem überfüllten Zimmer sofort entdeckte. Er ging auf mich zu, mit langen, selbstbewussten Schritten, mit denen er die Distanz in Sekundenschnelle überbrückte.

Er hatte sich verändert. Nicht so sehr körperlich, obwohl er sich die Haare geschnitten und viel Gewicht verloren hatte, sodass seine Gesichtszüge schärfer wirkten. Irgendetwas in ihm hatte sich am meisten verändert, aber ich konnte nicht sagen, was es war.

Die Leute hatten immer gesagt, dass wir uns so ähnlich sahen, dass wir Brüder sein könnten, und das stimmte vermutlich. Wir waren beide schlank und etwa gleich groß, mit dunklen Haaren, die ohne großzügig aufgetragene Stylingprodukte in alle Richtungen abstanden, und wir hatten beide ein rundes Gesicht, das uns viel jünger aussehen ließ, als wir eigentlich waren. Für mich war der größte Unterschied unsere Augen. Nicht nur die Farbe – meine kühl und schwarz und Aidens warm und haselnussbraun –, sondern was sich dahinter verbarg. In Aidens Blick sah ich immer eine Güte, die ich in meinem nie gefunden hatte.

Aiden durchquerte den Raum und nahm mich, ohne zu zögern, in den Arm. Er umarmte mich so heftig, dass ich spürte, wie etwas in mir zerbrach.

»Finney«, sagte er erleichtert.

»Du hast dir die Haare geschnitten«, war alles, was ich herausbrachte.

Aiden lachte leise, dann ließ er mich los. Sein Blick suchte meinen und plötzlich war ich mir bewusst, wie schlimm ich aussehen musste. Verlegen wandte ich den Blick ab und deutete mit einem Nicken auf die Schiebetüren.

»Wollen wir ein Stück gehen?«

Aiden nickte und folgte mir. Ein paar Leute hatten sich ebenfalls entschieden, den Tag draußen zu verbringen und den Sonnenschein im späten April zu genießen. Die sanfte Brise war angenehm auf meiner Haut und in meinen Haaren, die ich in den letzten Monaten nicht mehr gebändigt und bei denen ich auf jegliches Styling verzichtet hatte. Mittlerweile sah ich auch kaum noch in den Spiegel.

Ich spürte Aiden neben mir und mein Geist beschwor ein Bild von ihm herauf: seine Haare, die meinen so ähnlich waren und sich in der Brise bewegten, wie er die Hand hob, um sie beinahe unbewusst glatt zu streichen. Aber als ich mich umdrehte, verschwand das gedankliche Bild meines Freundes und wurde von seinem neuen Kurzhaarschnitt und seinen hervortretenden und scharfen Zügen ersetzt, denen die weichen, dunklen Locken fehlten, die sein Gesicht umrahmten. Ich war wehmütig und ein wenig traurig.

»Du hast abgenommen«, sagte er, als er mich ansah.

Ich schnaubte. »Genau wie du.«

Er lachte spöttisch, nickte leicht und stimmte ohne Zögern zu, dass wir beide kaputte Loser waren.

»Setzen wir uns«, sagte er, nahm meine Hand und zog mich zu einer leeren Bank in der Nähe. Ich protestierte nicht, obwohl ich mich nicht wirklich darauf freute, ihn anzusehen, während wir redeten. Aidens warme Augen waren der Grund gewesen, warum ich so oft vom Abgrund zurückgetreten war; ich hatte mich einmal danach gesehnt, wie er sich so vollständig auf mich konzentrierte, dass er den Rest der Welt ausschloss. Das schien in einem anderen Leben gewesen zu sein. Jetzt erfüllte mich der Gedanke an Aidens stechenden Blick mit Schrecken.

Wir setzten uns. Aiden drehte sich zu mir, wie ich es erwartet hatte. Ich verschränkte die Arme vor der Brust und sah weiter geradeaus, als wäre der grüne Rasen vor uns das Interessanteste, was ich je gesehen hatte.

»Wie geht's dir?«, fragte Aiden zögerlich, als wüsste er nicht alles über mich. Er hatte schon immer nach nur einem Blick in meine Richtung sagen können, wie ich mich fühlte.

»Wo warst du?«, fragte ich, anstatt zu antworten, und die Verärgerung schlich sich in meine Worte.

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Aiden nickte, als hätte er gewusst, dass ich das sagen würde. Tja, Small Talk war noch nie meine Stärke gewesen.

»Ich hatte einen Herzinfarkt«, sagte er nüchtern.

Mein Kopf wirbelte so schnell zu ihm herum, dass es in meinem Nacken schmerzhaft knackte. Ich ignorierte es.

»Du hattest was?«, sagte ich mit offenem Mund. Er schenkte mir ein liebevolles Lächeln, ehe er seine Worte wiederholte.

»Ich hatte einen Herz…«

»Ich hab dich verdammt noch mal gehört!«

Er nickte erneut, leckte sich über die Lippen und wandte den Blick ab. Aiden wurde nur selten wütend oder verlor die Kontrolle über seine Emotionen, deshalb war ich es gewohnt, dass er ruhig auf meine regelmäßigen Ausbrüche reagierte. Aber in diesem Moment ließ mich seine entspannte Körpersprache noch mehr rotsehen.

»Ist das dein verfickter Ernst?«, schrie ich. Aiden sah sich um, um nachzusehen, ob irgendwelche Leute in der Nähe waren, aber es wäre mir sogar scheißegal, wenn mich die ganze Welt hören könnte. »Du verschwindest beinahe zwei Monate, keine Anrufe oder Nachrichten oder auch nur ein Zettel unter meinem Kissen, und dann marschierst du hier rein, dünn und blass und mit raspelkurzen Haaren und sagst mir ohne Vorwarnung, dass du einen Herzinfarkt hattest? Was zur Hölle, Aiden?«

»Wie sollte ich es denn sonst einleiten?«, sagte er und ein seltener Hauch von Verärgerung mischte sich unter seine Worte.

Normalerweise hatte ich für jede Gelegenheit eine geistreiche und sarkastische Antwort parat. Nicht dieses Mal. Ich öffnete und schloss meinen Mund ein paar Mal, ohne dass mir eine passende Einleitung für *Ich hatte einen Herzinfarkt* einfiel. Aiden ließ mich eine Weile wie ein Fisch auf dem Trockenen nach Luft schnappen und wartete geduldig, dass ich entweder alles herausschrie oder mich so weit beruhigte, dass er etwas sagen konnte. Ich verschränkte erneut die Arme, lehnte mich auf der Bank zurück, zog sicherheitshalber einen Schmollmund und wartete, dass er anfing zu reden.

Aiden nagte einige Sekunden an seiner Unterlippe, als würde er seine Gedanken sammeln oder vielleicht die richtigen Worte suchen, um mich nicht wieder aufzuregen, ehe er das Wort ergriff. »Die Nacht, in der du die Überdosis hattest? Erinnerst du dich an irgendwas?«

»Nicht wirklich, nicht, nachdem wir auf der Toilette die zweite Dröhnung genommen haben.« Ich durchsuchte mein Gedächtnis nach weiteren Hinweisen, was in dieser Nacht passiert war, aber ich hatte es erfolglos tausendmal getan, nachdem ich im Krankenhaus aufgewacht war. »Ich glaube, wir sind zur Bar gegangen und hatten ein paar Shots?«

»Ja.« Er nickte und sah mich dann mit einem traurigen Lächeln an. »Wir hatten viele Shots. Wir haben getanzt. Dann wolltest du noch eine Dröhnung und ich konnte dich nicht aufhalten. Wir haben uns gestritten und du bist mit einem Typen zur Toilette gegangen. Ich war selbst ziemlich hinüber, also hab ich dich gehen lassen.« Ein Muskel zuckte an Aidens Kiefer und ich war ziemlich sicher, dass Schuld hinter seinen Worten lag.

Bevor ich etwas sagen konnte, fuhr er fort. »Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen ist, bevor ich dich gesucht habe. Ich war so was von high und bin durch den Club gestolpert, aber ich kann mich noch glasklar an den Moment erinnern, als ich dich auf dem Boden hab liegen sehen. Ich bin neben dir auf die Knie gegangen und hab um Hilfe geschrien. Ich wusste nicht, was ich tun sollte,

ich hab absolut keine Ahnung, wie man jemanden wiederbelebt oder auch nur den Puls checkt. Zum Glück ist kurz nach mir jemand reingekommen und muss einen Krankenwagen gerufen haben, denn in dem einen Moment hatte ich deinen Kopf auf dem Schoß und mein ganzer Körper hat vor Angst gezittert, dass du tot sein könntest und im nächsten sind die Sanitäter reingestürmt, haben mich aus dem Weg geschoben und dich auf eine Liege geschnallt.«

Aiden atmete tief ein und laut wieder aus. Er schien einen Moment zu brauchen, um sich zu sammeln, genau wie ich. Bis jetzt hatte ich nicht genau gewusst, was an diesem Abend passiert war, und ich erinnerte mich immer noch an nichts, aber so, wie er darüber sprach, die Qual in seinen Augen…

»Also.« Aiden räusperte sich, sah mich an und der Schmerz in seinen Augen ließ mich zusammenzucken. »Ich bin nicht ganz sicher, was passiert ist, nachdem sie dich weggebracht haben. Ich erinnere mich, dass ich ziemlich neben mir stand, aber auf eine seltsame Art und Weise, nicht nur wegen der Drogen. Ich erinnere mich auch an viel Schmerz und eine seltsame Art von außerkörperlicher Erfahrung, bei der ich meine Gliedmaßen nicht kontrollieren konnte und zu Boden gegangen bin.«

Ich war dankbar für Aidens Pause. Ich wollte ihm eine Hand auf den Mund legen, damit er aufhörte zu reden, aber wie könnte ich? Ich hatte ihm das angetan. *Ich*. Das Mindeste, was ich tun konnte, war, zu hören, was er zu sagen hatte.

Aber… ich wusste nicht, ob ich es konnte. Es fühlte sich an, als hätte ich den absoluten Tiefpunkt erreicht und nichts könnte mich je wieder an die Oberfläche bringen.

»Finney«, sagte er und legte seine Hand auf meinen Arm. Ich drehte mich zu ihm. Sein Gesichtsausdruck wurde sanfter, als er mir in die Augen sah, und ähnelte beinahe dem runden Babygesicht, an dessen Anblick ich so gewöhnt war. Beinahe. Er hatte so viel Gewicht verloren, dass seine Gesichtszüge wahrscheinlich nie wieder so weich und unschuldig sein würden wie zuvor. »Was mir passiert ist, ist nicht deine Schuld.«

Ich schnaubte. Ich hatte in so wenigen Worten noch nie eine so große Lüge gehört.

»Ich bin vierundzwanzig, ein Erwachsener, und treffe meine eigenen Entscheidungen«, fuhr er fort und grub seine Finger in meinen Arm. »Genau wie du.« Er wandte den Blick ab. »Offensichtlich können wir die Vergangenheit nicht ändern, aber wir können definitiv etwas für die Zukunft tun.«

Oh, um Himmels willen, erspar mir die aufmunternden Worte.

Meine Worte mussten deutlich zu hören gewesen sein, als ich die Augen verdrehte, denn Aiden zog seine Hand zurück und sein Gesichtsausdruck verhärtete sich.

»Du kannst so nicht weitermachen, Finn«, sagte er.

Ich sagte stur einfach gar nichts, sondern zog nur eine Braue nach oben. Je mehr Leute mir sagten, dass ich mein Leben nicht so leben konnte, wie ich es wollte, desto selbstzerstörerischer wurde ich.

Aiden erkannte das. Er erkannte immer alles, verdammt. Aber in diesem Moment sah ich, wie sich etwas in seinen Augen veränderte, ein Geheimnis, das an die Oberfläche drang, das er verborgen hatte, unsicher, ob er es mir sagen sollte. Er hatte ein Ass im Ärmel und würde es auf den Tisch legen.

»Ich kann so nicht weitermachen. Ich brauche eine Auszeit von…« Er deutete zwischen uns, um uns, ich wusste es verdammt noch mal nicht, aber ich begriff, was er meinte.

»Du meinst von mir.« Ich war darauf vorbereitet, dass er ging. Ich *wollte*, dass er ging. Ich wollte seinen Rücken sehen, wollte sehen, dass sein dämlicher Haarschnitt und sein bevormundender Blick aus meinem Leben verschwanden. Ich wollte aufstehen, aber er hielt meinen Arm fest und zog mich zurück.

»Ja. Von dir. Und von all unseren anderen *Freunden*.«

Ich konnte nicht glauben, dass er es wirklich gesagt hatte. Mein sanfter, freundlicher Aiden, der einzige Mensch, der immer für mich da gewesen war, bei mir gewesen war, verließ mich.

»Und du musst dasselbe tun.«

Ich lachte. Ich konnte nicht anders. Ein enttäuschtes, ungläubiges Lachen platzte aus mir heraus, aber während ich lachte, zog sich mein Herz schmerzhaft zusammen.

»Tu, was du für dich für am besten hältst, Kumpel, aber sag mir nicht, wie ich mein Leben leben soll.«

Und da war es. Der harte Ausdruck in seinen Augen, die Anspannung in seinen Kiefermuskeln. Der Moment, in dem er sich bereit machte, mich zu zerstören.

»Renee hatte eine Fehlgeburt, als du die Überdosis hattest«, sagte er, ohne Bedauern in den Augen. Da lag nur Entschlossenheit.

Ich zuckte von ihm zurück, als hätte er mich tatsächlich geschlagen. Meine Ohren klingelten und zum ersten Mal in meinem Leben war mein Kopf ohne die Hilfe illegaler Substanzen vollkommen leer.

»Sie wird mich dafür hassen, dass ich es dir gesagt habe. Sie hat mich schwören lassen, es geheim zu halten, aber ich glaube, du musst es wissen«, fuhr Aiden fort, als hätte er nicht gerade meine gesamte Welt in tausend Stücke zerschlagen. »Wir lieben dich, Finney, aber du musst anfangen, auf dich achtzugeben. Renee ist deine kleine Schwester und trotzdem hat sie ihr ganzes Leben lang auf dich aufgepasst. Sie wäre am Boden zerstört, wenn dir etwas passiert.«

Ich hörte seine Worte, konnte aber nicht reagieren. Eine Weile war mein Kopf wunderbar leer und wurde dann von Anschuldigungen, Schuldgefühlen, Erinnerungen an Renee und mich als Kinder, Teenager und Erwachsene überflutet. Und dann glitten meine verräterischen Gedanken in Richtung der Zukunft, in der ich Renee als Mum sah, wie sie mit einem kleinen Mädchen spielte und das Lächeln der beiden so strahlend und glücklich war.

Bis ich alles ruiniert hatte. Mein bester Freund hatte mit vierundzwanzig einen Herzinfarkt, weil ich ihn mit mir nach unten gezogen und ihn dann zu Tode erschreckt hatte; meine Schwester hatte ihr ungeborenes Kind verloren, weil ich beinahe gestorben war und sie vor Sorge krank gemacht hatte.

Nie hatte ich mich mehr wie ein nutzloses, rückgratloses Stück Scheiße gefühlt.

»Du wolltest immer nur die großen Dinge«, sagte Aiden, nahm meine Hand und sah mich so zärtlich an, dass mir Tränen in die Augen stiegen. »Du dachtest immer, dass es keinen Zweck hat, ein Buch zu schreiben, wenn es nicht auf der ganzen Welt auf den Bestseller-Listen steht. Kein Zweck, vier Jahre an der Uni zu studieren, wenn du nicht mit Auszeichnung bestehst. Du strebst immer nach dem höchstmöglichen Punkt und setzt dich selbst zu sehr unter Druck, um sicherzugehen, dass du ihn erreichst.« Aiden hielt inne, um sich über die Lippen zu lecken, und tätschelte meine Hand. »Aber die Sache ist, sobald du dort angekommen bist, kannst du nicht mehr höher. Du kannst nur noch nach unten stürzen.«

Ich sah Aiden in die Augen, versuchte, meine Stimme wiederzufinden und etwas zu sagen, aber ich konnte nicht. Ich war am Ende meiner Kräfte, hatte keine Worte, keine Wut, keine Schuldgefühle mehr. Ich war leer und zerbrochen und verloren und ich brauchte etwas, *irgendetwas*, um mich wieder in der Gegenwart zu verankern, bevor ich ohne Rettungsleine davontrieb.

Ich fing an zu weinen.

Es war einer dieser gewaltsamen, hässlichen Ausbrüche; nicht unterdrücktes Schluchzen, das mich innerlich erschütterte und meine Seele schmerzen ließ. Ich war mir vage bewusst, dass Aiden mich hielt, aber ich war nicht sicher. Ich hatte solche Schmerzen, dass alles andere einfach nicht mehr existierte.

Kapitel 5

Es war ein wunderschöner Junimorgen und ich hasste jede Sekunde davon.

Ebenso wie in der vorangegangenen Nacht konnte ich nicht schlafen, also gab ich es um fünf Uhr morgens auf und stand auf. Mein neuer Vermieter hatte das Haus mit den Worten beschrieben, dass es *etwas Liebe und Pflege brauchte*, aber in Wahrheit war es ein verdammter Albtraum. Aiden hatte mich davon überzeugt, dass ich ein Projekt brauchte, eine mühselige Arbeit, um mich abzulenken und mir dabei zu helfen, meine Gedanken zu entgiften, und voilà, einen Monat später hatte ich ein Haus am Rand von Ten Mile Bottom gemietet – einer malerischen Kleinstadt in Cambridgeshire. Ich hatte eine Mietminderung erhalten, weil ich zugestimmt hatte, die ganze Arbeit allein zu machen.

Ich war nicht sicher, wen ich mehr hasste – Aiden, den Vermieter oder mich selbst.

Wahrscheinlich Aiden. Ich hatte zugestimmt, mein gesamtes Leben in London aufzugeben und der Mistkerl hatte mich die Stadt auswählen lassen, indem ich wahllos auf eine Karte gezeigt und den Namen der Stadt zum damaligen Zeitpunkt urkomisch gefunden hatte.

Ich seufzte schwer, als ich das Wohnzimmer musterte. Am Abend zuvor war es mir gelungen, die Hartholzböden – wahrscheinlich die einzig vernünftige Eigenschaft dieses Hauses – mit einem dicken Tuch abzudecken, um heute die Wände zu streichen.

Die Sache ist, dass ich nicht für solche Arbeiten gemacht war. Ich hatte nicht einmal herausgefunden, wie der Ofen in meiner Londoner Wohnung funktionierte. Ich hatte in meinem ganzen Leben noch keinen Pinsel in der Hand gehabt und wollte nicht einmal daran denken, irgendetwas mit einem Hammer oder Schraubenzieher zu reparieren, und mit einer Flasche Bleiche in der Hand war ich eine Gefahr für die Umwelt.

Es war wirklich verlockend, jemanden anzurufen, der all die Arbeit machte, während ich einfach im Garten lag und ein Buch las, aber ich wusste, dass Aiden recht hatte. Wenn ich das tun würde, würden meine Gedanken wieder außer Kontrolle geraten und meine Angstzustände in die Höhe treiben. Ich musste die Arbeit selbst erledigen und vielleicht würde ich mich dann eine Weile nicht wie ein nutzloses Stück Scheiße fühlen.

Mit neu erwecktem Enthusiasmus ging ich in die Küche und nahm mein Tablet vom Tisch. Auf *YouTube* musste es doch Anleitungen zum Streichen geben, oder? Es konnte nicht *so* schwer sein, etwas Farbe auf einer flachen Oberfläche zu verteilen.

***

Es stellte sich heraus, dass es verdammt schwer war. Es gab so viele Dinge zu beachten, zum Beispiel, dass der erste Anstrich so gleichmäßig wie möglich war; dass die Ränder zur Decke und den Fußleisten mit militärischer Präzision abgeklebt wurden; dass man sich selbst mit der Menge an Farbe zurückhielt, damit man nicht mitten im Projekt mit leeren Händen dastand.

Beim letzten Punkt scheiterte ich kläglich. Mir ging bei der Hälfte der zweiten Schicht die Farbe aus. Eine Menge davon befand sich auf dem Boden, weil es verdammt schwer war, die Rolle vom Gitter zu nehmen, ohne dabei überall Farbe zu verteilen, selbst wenn es bei dem Typen auf *YouTube* so einfach und sauber ausgesehen hatte. Ich bekam sowieso Hunger, also entschloss ich mich für eine kleine Pause, um Mittag zu essen und bei einem Heimwerkerladen anzuhalten, um mehr Farbe zu holen.

Nach einer dringend nötigen Dusche und einem Klamottenwechsel stieg ich in mein Auto und hatte das Gefühl, wirklich etwas erreicht zu haben. Und diesen Moment suchte sich mein Auto aus, um mir den Mittelfinger zu zeigen.

Ich liebte dieses Auto. Das tat ich wirklich. Ohne sentimentalen Grund hatte ich eine absurde Verbindung zu diesem Auto. Der

BMW M6 war das Erste, was ich mir mit der Vorauszahlung für meinen ersten Roman gekauft hatte. Das war vor fünf Jahren gewesen und ich liebte dieses Auto noch immer so sehr wie damals, als ich sie das erste Mal in dem funkelnden Autohaus gesehen hatte. Obwohl sie sehr temperamentvoll war, mich schon mehrere Mal am Straßenrand hatte stranden lassen und ich ihretwegen Unmengen an Geld für Reparaturen ausgegeben hatte, war es mir nie auch nur in den Sinn gekommen, mir ein anderes Auto anzuschaffen.

Bis zu diesem Moment. Der Motor schaltete sich automatisch ab und das rot blinkende Licht in Form eines Reifens auf dem Armaturenbrett fühlte sich an wie der letzte Tropfen Unglück in meiner erbärmlichen Existenz.

»Fuck!«, schrie ich, schlug auf das Lenkrad und traf aus Versehen die Hupe. »Ich hasse dich, du dämliches Scheiß-Auto!« Das dröhnende Geräusch der Hupe offenbarte die Wut in mir auf eine so perfekte Art und Weise, dass ich weiter darauf drückte, immer und immer wieder, während ich mein Auto verfluchte und schließlich körperlich und mental erschöpft war.

Ich ließ den Kopf aufs Lenkrad sinken, atmete tief ein und versuchte, mich zu beruhigen. Ein leises Klopfen am rechten Fenster erschreckte mich und ich zuckte zusammen. Mein Herz schlug wie wild, als ich mich dem Eindringling in meinem persönlichen Zusammenbruch zuwandte.

Ein Mann, wahrscheinlich Ende sechzig, starrte mich an und hatte den Finger gekrümmt, als würde er erneut klopfen wollen. Sorge und vielleicht etwas Vorsicht zeichnete sich auf seinem faltigen Gesicht ab, aber sein Blick war freundlich, als er mich durch die Scheibe hindurch musterte.

»Ja?«, sagte ich, als ich das Fenster runterließ und spürte, wie die Verärgerung in mir köchelte, aber es gelang mir, den alten Mann nicht anzufauchen.

»Alles in Ordnung, Kumpel?«, fragte der Mann, unbeeindruckt von meinem feindseligen Verhalten. Sein Blick glitt durch das

Innere des Wagens, als würde er nach Hinweisen auf meinen Geisteszustand suchen.

»Mir geht's gut, danke«, sagte ich und wollte das Fenster schließen, besann mich dann jedoch eines Besseren.

»Sicher? Da blinkt ein rotes Licht an deinem Armaturenbrett«, sagte der Mann und zeigte auf das Licht, als hätte ich es verdammt noch mal nicht gesehen. Ich biss die Zähne zusammen. »Und du hast gehupt, als würdest du Hilfe brauchen.«

Ich funkelte ihn an, aber er lächelte nur und die Freundlichkeit in seinen Augen sorgte dafür, dass meine Verärgerung noch höher kochte.

»Hör mal«, sagte er, bevor ich die Möglichkeit hatte zu antworten. »Warum kommst du nicht auf eine Tasse Tee mit rein und wartest auf den Abschleppwagen? Du weißt, wie sie sind, es könnte eine Stunde dauern, bis sie hier sind und dein Auto aufgeladen haben.«

»Ein Abschleppwagen?«, fragte ich, als hätte ich das Wort noch nie zuvor gehört. Mir war nicht klar gewesen, dass das Problem so ernst war.

»Nun, ja«, sagte der Mann verwirrt. »Deine Servolenkung ist ausgestiegen. Du kannst nirgendwo hin. Und wenn ich mir das Auto ansehe, bin ich ziemlich sicher, dass sie es nicht hier reparieren können. Es ist alles elektronisch, nicht wahr?«

»Was ist alles elektronisch?« Mir war klar, dass ich wie ein Idiot klang, aber der Mann gab mir zu viele Informationen auf einmal. Ausfall der Servolenkung? Abschleppwagen? Einladung zum Tee? Was, wenn ich ein blutrünstiger Krimineller war, der es auf alte Menschen abgesehen hatte, und das hier nur Show war?

»Das Servolenkungssystem in deinem Auto«, sagte der Mann langsamer und deutlicher als vorher.

»Ich hab keine Ahnung«, sagte ich ehrlich und lehnte mich zurück. Das war ein verdammter Albtraum.

»Alles klar«, sagte der Mann und klopfte mit der Handfläche auf die Tür. »Besorgen wir dir eine heiße Tasse Tee und rufen Hilfe.

Das wird in Nullkommanichts erledigt sein.« Er lächelte mich an und kurz kam mir der Gedanke, dass *er* der blutrünstige Kriminelle war, der es auf junge und verletzliche Menschen abgesehen hatte, und sobald ich sein Haus betreten hatte, würde niemand meine Leiche finden.

An diesem Punkt war es mir egal. Ich stieg aus, schloss unsinnigerweise das Auto ab und folgte dem Mann zu seinem Haus, das meinem gegenüberlag.

***

»Du bist letzte Woche eingezogen, ja?«, fragte Mr. Grayson – oder Steve, wie ich ihn nennen sollte –, während er eine Tasse mit dampfendem Tee vor mir abstellte. Ich nickte und schloss meine Finger um die heiße Tasse, obwohl draußen fast achtunddreißig Grad waren. »Was führt dich nach Ten Mile Bottom?«

Er sah mich über den Rand seiner Tasse hinweg neugierig an, während er vorsichtig einen Schluck trank.

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich brauchte einen Tapetenwechsel.«

Ich rutschte auf dem Stuhl herum. Unter seinem suchenden Blick fühlte ich mich unwohl und ich fürchtete, dass er noch mehr Fragen stellen würde. Ich war diese ganze freundliche Nachbarschaftssache nicht gewohnt. Ich hatte in London fünf Jahre in meiner Wohnung gelebt und kannte die Namen meiner Nachbarn nicht, geschweige denn, dass ich ihnen bei einem heißen Getränk meine Lebensgeschichte erzählte. Scheiße, ich würde es als Erfolg betrachten, wenn ich einen von ihnen auf der Straße erkannte.

Als hätte er mein Unbehagen gespürt, nickte Steve, eher zu sich selbst, und fragte: »Magst du Kuchen?«

Der plötzliche Themenwechsel ließ mir schwindlig werden. »Sicher«, sagte ich.

»Gut.« Er stand auf und ging zur Anrichte auf der anderen Seite der Küche, sodass er mir den Rücken zuwandte. »Meine Ruby liebt das Backen. Sie macht jeden Tag etwas, Gott möge sie segnen«, sagte

er, als er Teller aus dem Schrank nahm. »Sie ist gerade bei ihrem Buchclub – hat gestern eine Pfirsich-Tarte für sie gebacken – und es wird ihr nicht gefallen, dass sie dich verpasst. Sie wollte rüberkommen und sich vorstellen, als du eingezogen bist, aber ich konnte sie aufhalten. *Gib dem Jungen ein oder zwei Tage, um sich einzuleben, Liebling*, hab ich ihr gesagt. Ich weiß, dass Stadtmenschen etwas schreckhaft werden, wenn man sie in die Ecke drängt.«

Ich konnte das Lächeln aus seiner Stimme heraushören, obwohl ich ihn nicht sah. Unwillkürlich musste ich ebenfalls lächeln. »Woher wusstest du, dass ich ein *Stadtmensch* bin?«, fragte ich und malte Anführungszeichen in die Luft, als er sich mit den beiden Tellern in der Hand zu mir umdrehte.

Steve antworte nicht, sondern hob nur eine seiner buschigen Augenbrauen. Er stellte die Teller auf den Tisch und ging dann zum Kühlschrank.

»Vanillesoße?«

»Ja, bitte«, sagte ich. Vielleicht war es doch gar nicht so schlecht, mit einer heißen Tasse Tee und einem Stück Kirschkuchen mit viel Vanillesoße auf den Abschleppwagen zu warten.

Kapitel 6

Der Pannendienst tauchte ungefähr eine Stunde später auf, genau wie Steve es vorhergesagt hatte. Der Typ warf einen Blick unter die Motorhaube, während Steve und ich zusahen, und verkündete, dass er hier draußen nichts machen konnte und das Auto in die Werkstatt bringen musste.

»Ich vermisse es, wie sie früher gemacht wurden«, sagte er, knallte die Motorhaube zu und ließ mich zusammenzucken. »Man konnte fast jedes Problem lösen, indem man an das, was auch immer kaputt war, einen Draht gebunden hat. Jetzt braucht man Computer und Apps und was sonst noch.«

Ich konnte mich nur mit Mühe davon abhalten, die Augen zu verdrehen. Mit Mühe.

»Also…«, sagte ich gedehnt und deutete zwischen uns und dem Auto hin und her. Der Typ sah mich ausdruckslos an. »Gibt es in der Nähe eine Werkstatt?«

»Bring ihn zu Bob«, sagte Steve zu dem Kerl. Er sah mich an, dann das Auto und nickte schließlich.

»Scheint die beste Option zu sein.«

Wer auch immer dieser Bob war, ich wollte so schnell wie möglich dorthin und mein Auto reparieren lassen. Nachdem ich so viel Zeit damit verschwendet hatte, auf den Abschleppdienst zu warten, mussten die Leute jetzt etwas Initiative zeigen und aufhören, so zu tun, als würde die Zeit in Ten Mile Bottom langsamer vergehen. Es war nicht überraschend, dass Steve den Abschlepper kannte – Howard? Harrison? – und während ich immer frustrierter wurde, unterhielten sie sich weiter am Straßenrand, als wären wir auf einem Familiengrillfest.

Ich räusperte mich. Die beiden sahen mich an, als wäre ich ein Kind, das nach Aufmerksamkeit sucht.

»Hätten Sie was dagegen, wenn wir fahren?«, fragte ich und deutete auf das Auto.

Widerwillig seufzend verabschiedete sich Howard/Harrison von Steve und lud mein Auto auf seinen Anhänger. Bei dem Anblick, wie sie sich nicht allein bewegen konnte, an ein Seil gespannt und hilflos auf einen Truck gezogen wurde, hätte ich weinen können. Stattdessen schob ich das Gefühl beiseite und wandte mich an Steve.

»Danke für den Kuchen und alles.«

»Du wirst noch mal vorbeikommen müssen«, sagte er und sein träges Lächeln brachte seine Augen zum Leuchten. »Ruby wird dich auch kennenlernen wollen.«

Ich verzog das Gesicht, sodass sich Steves Lächeln in ein breites Grinsen verwandelte. Der Mistkerl wusste, dass ich mich seinetwegen unwohl fühlte und es war ihm egal.

»Sicher«, sagte ich hoffentlich unverbindlich.

Die Fahrt zu Bobs Werkstatt war auf mehr als nur eine Art unangenehm. Howard/Harrison zwang mich, vorne in seinem Truck zu sitzen, wo wahrscheinlich nicht mehr sauber gemacht wurde, seit er das Ding gekauft hatte, und ich verbrachte die fünfzehnminütige Fahrt damit, allen Fragen auszuweichen, die er mir zuwarf. Ich war nie glücklicher gewesen, als ich keine hundert Meter entfernt das große blaue Schild mit der Aufschrift *Robert Goodwin & Sons* sah. Ich konnte nicht schnell genug aussteigen und überließ es Howard/Harrison, mein Auto abzuladen, damit ich zur Rezeption gehen konnte.

Ein Typ, etwa so alt wie meine Eltern, saß hinter einem Tisch, klickte mit der Maus und starrte auf einen riesigen Bildschirm. Er trug eine dicke Brille, durch die seine grünen Augen riesig wirkten.

»Alles klar?«, fragte er, als ich auf ihn zuging.

»Ging mir schon besser.«

Bob – vermutlich – lächelte mich an, nahm die Brille ab und deutete mit dem Kinn auf mein Auto, das gerade vor seinem Büro abgeladen wurde.

»Ihres?«

Ich nickte.

»Was ist passiert?«

Ich erklärte, was das Problem zu sein schien, während Bob mir einen Stuhl und Tee anbot. Ich setzte mich, lehnte aber den Tee ab. Als ich fertig war, griff er nach seinem Walkie-Talkie und bat jemanden namens Ben, hereinzukommen.

»Mein Sohn sieht sich Ihr Auto in einer Minute an«, sagte er und musterte mich unauffällig. Ich konnte die Neugier in seinen Augen sehen, aber obwohl das Schicksal meines Autos in den Händen dieses Mannes lag, runzelte ich die Stirn und hoffte somit sein Bedürfnis, in meinem Leben herumzuschnüffeln, zu ersticken. Mir war das heute zu oft passiert und mein Privatleben privat zu halten, wurde ermüdend.

Zum Glück kamen zwei Männer durch eine Seitentür, die in die Werkstatt führte. Sie lachten und der größere schubste den anderen spielerisch, als er über die Schwelle trat.

»Lass das, Arschgesicht!«, sagte er und konnte sich nach dem Stoß kaum auf den Beinen halten.

»Jungs!«, sagte Bob warnend.

Der Typ, der beinahe gefallen wäre, sah seinem Dad in die Augen, ehe er sich zu mir umdrehte und erstarrte. Große, grüne Augen starrten mich an, als hätte er einen Geist gesehen. Der andere Typ stieß gegen ihn, überrascht von der plötzlichen Starre mitten im Raum.

»Was stimmt nicht mit dir, Ben?«

Bob verdrehte die Augen, seufzte und rief Ben schließlich zu sich, um ihm das Problem meines Autos zu erklären. Ben nickte und als er sich wieder zu mir umdrehte, sah er mir nicht in die Augen.

»Warum lässt du sie heute Abend nicht hier und wir rufen dann morgen an, nachdem wir sie getestet haben?« Seine Haut war dunkler als die seines Dads, aber ich konnte trotzdem die Röte sehen, die sich auf seine Wangenknochen schlich. Ich runzelte die

Stirn und öffnete den Mund, um zu protestieren und zu verlangen, dass mein Auto heute noch gecheckt wurde, aber etwas in Bens Körpersprache ließ mich innehalten. »Es ist nur so, dass wir heute noch andere Autos fertigstellen müssen und ich bin nicht sicher, wie lange das dauern wird.« Als er dieses Mal sprach, sah er mich aus seinen grünen Augen an, scheinbar der einzige Zug, den er von seinem Dad geerbt hatte. Ich hatte keine Ahnung, warum er so verlegen wurde, genauso wenig wie sein Dad und sein Bruder, wenn ihre verwirrten Blicke irgendein Hinweis waren.

Ich war ein wenig genervt – ich fühlte mich wie ein Nachzügler, der am Ende des Witzes hereinkam, alle lachen hörte und keine Ahnung hatte, was so lustig war. Was noch schlimmer war, ich fühlte mich analysiert, auseinandergenommen und als würden sie hinter meinem Rücken über mich sprechen, sobald ich ging. Eine Welle aus Heimweh traf mich so heftig und unerwartet, dass ich mich an der Tischkante festhalten musste, um nicht zu schwanken.

Beschämt sah ich Ben an und hielt seinen Blick gefangen, während ich die Stirn runzelte. Mir lag eine schnippische Antwort auf der Zunge und ich wollte sie mit tadelloser Arroganz zum Besten geben, aber die Verletzlichkeit in seinen wunderschönen Augen ließ die Worte auf meiner Zunge ersterben. Wie konnte er einem Fremden gegenüber so offen sein? Die Falte zwischen meinen Brauen wurde tiefer, aber die wütenden Worte, die ich ihm sagen wollte, verpufften ungesagt.

»Das ist schon in Ordnung«, sagte ich schließlich und wandte den Blick ab. »Aber ich komme nicht zum Haus zurück.« Ich hielt inne, als mir klar wurde, dass ich noch Besorgungen machen musste, bevor ich zurückkonnte, und das unangenehme Gefühl in meinem Bauch erinnerte mich daran, dass ich kein anständiges Mittagessen hatte. Der Kuchen bei Steve war längst vergessen. »Könnten Sie mir die Nummer eines Taxi-Unternehmens geben?« Ich nahm mein Handy hervor, um die Nummer zu wählen und von hier zu verschwinden.

»Ja, natürlich«, sagte Bob, wurde aber von dem Abschleppty-pen unterbrochen, der ins Büro kam, damit ich die Papiere unterschrieb.

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Ben von seinem Bruder am Arm gepackt und durch die Tür in die Werkstatt gezogen wurde. Durch die Glastür konnte ich sehen, dass sie über irgendetwas diskutierten; Bens Bruder wedelte mit den Armen, während Ben mit verschränkten Armen dastand und auf den Boden starrte. Verwirrt schüttelte ich den Kopf. Ich hatte absolut keine Ahnung, was los war, und um ehrlich zu sein, hatte ich die Nase voll von der ganzen Sache. Ich verabschiedete mich schnell von Bob und ging nach draußen, ohne ihm eine Chance zum Widerspruch zu geben. Ich würde mein eigenes verdammtes Taxi finden.

Draußen nahm ich mein Handy wieder hervor, starrte jedoch nur auf einen schwarzen Bildschirm. Ich drückte den Power-Knopf, bis das Handy in meiner Hand vibrierte, aufleuchtete und eine Sekunde später mit der leuchtenden Akkuanzeige wieder ausging.

»Verdammter Idiot«, murmelte ich zu mir selbst und drückte das Handy an mich, damit ich es nicht auf den Betonboden warf. Es war meine Schuld, das wusste ich, ich war derjenige, der gestern Abend vergessen hatte, es zu laden, und trotzdem fühlte es sich an, als würde sich das ganze Universum gegen mich verschwören. Als würde es sich immer noch gegen mich verschwören.

Peinlicherweise war ich den Tränen nahe. Aber ich sollte verdammt sein, wenn ich wieder da reinging und nach meinem dramatischen Abgang von eben um Hilfe bat. Wenn ich musste, würde ich nach Hause laufen.

Das Stadtzentrum konnte nicht allzu weit weg sein, richtig? Ich würde dorthin laufen, eine Powerbank kaufen, um mein Handy zu laden, und ein Taxi rufen. Scheiße, ich würde verdammt noch mal ein neues Handy kaufen, bevor ich zu Bob zurückging und ihn um Hilfe bat.

Ich ging los.

Nach ein paar Minuten wurde mir klar, dass das eine schlechte Idee war. Es gab keinen Gehweg an der Straße; im Grunde riskierte ich mein Leben, wenn ich an der Straße lief und hoffte, dass kein verrückter Mistkerl die Kurve zu eng nahm und mich in ein totgefahrenes Etwas verwandelte.

Trotzdem blieb ich stur. Bis ein Auto langsam neben mich fuhr. Ich drehte mich um und sah den Fahrer finster an, der das Fenster herunterließ.

»Du kannst dir mich nicht leisten, Süßer, also fahr weiter«, sagte ich und wedelte wegwerfend mit der Hand.

Der Fahrer lachte und ich schwöre bei Gott, dass es das entzückendste, reinste, verdammt erotischste Geräusch war, das ich je gehört hatte, und es ließ mich wie angewurzelt stehen bleiben. Ich lehnte mich etwas vor, um einen Blick auf die Kreatur zu werfen, die meinen Schwanz in zwei Sekunden hatte hart werden lassen. Vielleicht hatte ich ja überreagiert und er konnte sich mich tatsächlich leisten, wenn er noch mal so lachte.

Mein Blick traf auf klare, grüne Augen und das Stirnrunzeln kehrte zurück.

»Warum folgst du mir, anstatt an meinem Auto zu arbeiten?«

Ben lächelte und in seinen Augen funkelte etwas, das nur als Schalk beschrieben werden konnte. »Warum laufen Sie?«

»Lange Geschichte«, sagte ich, straffte mich und lief weiter. Er folgte mir. Hinter ihm fuhr ein Auto heran und hupte laut, als es an uns vorbeiraste.

»Steigen Sie ein«, sagte er.

Ich ignorierte ihn und war mir nicht nur bewusst, dass ich stur war, sondern auch der Parallelen zu *Natürlich Blond*.

»Mr. Hart, steigen Sie ein, bevor Sie irgendein Arschloch in einem Vierzigtonner erwischt, ohne es überhaupt zu bemerken.«

Mr. Hart. Toll. Einfach toll.

Ich blieb abrupt stehen und griff nach der Tür. Ben stieg auf die Bremse, als ich die Tür öffnete und einstieg.

»Bitte nenn mich nicht so«, sagte ich, als ich mich anschnallte. »Finn ist in Ordnung.«

Ben nickte und beschleunigte langsam. Im Radio lief ein R'n'B-Song, den ich nicht kannte, und die Klimaanlage pustete mir kühle Luft ins Gesicht, sodass ich mich unwohl fühlte. Ich beugte mich vor und drehte die Öffnung des Luftgitters von mir weg.

»Wohin?«, fragte Ben, während er mit einer Hand in den nächsten Gang schaltete. Scheiße, aber ich fand diese kleine Geste sexy. Seine langen Finger umschlossen den schwarzen Hebel und bewegten ihn so mühelos, dass sich mein Magen zusammenzog.

»Lass mich einfach irgendwo in der Nähe des Stadtzentrums raus. Was auch immer auf deinem Weg liegt.«

Ben nickte erneut und eine Weile fuhren wir schweigend. Ich hatte recht gehabt – das Stadtzentrum war weniger als fünf Minuten Fahrt entfernt, also hätte ich zu Fuß nicht länger als eine halbe Stunde gebraucht. Eine seltsame Befriedigung breitete sich in mir aus. Immerhin war ich kein vollständiger Idiot.

»Ich rate dir, diese Straße niemals wieder zu Fuß zu laufen«, sagte Ben, als hätte er meine Gedanken gelesen. »Allein in den letzten sechs Monaten hat es hier sechs tödliche Unfälle gegeben und bei den meisten waren Fahrradfahrer oder Leute, die mit ihren Hunden spazieren waren, beteiligt.« Er hielt inne, um mich einen Moment lang anzusehen, ehe er seine Aufmerksamkeit wieder auf die Straße richtete. An seinem Kiefer zuckte ein Muskel und ich konnte meinen Blick nicht von der Stelle lösen. »Ich sage dem Stadtrat schon seit Jahren, dass sie an dieser Strecke einen Blitzer aufstellen sollen.«

Ich seufzte. »Gefährliche Zeiten…«, sagte ich und winkte ab, anstatt meinen Gedanken zu Ende zu bringen.

Ben fuhr kommentarlos auf den Parkplatz vor dem Kaufhaus.

»Danke«, sagte ich und schnallte mich ab. »Du hättest dir nicht die Mühe machen müssen, mich hier abzusetzen.« Aus irgendeinem Grund wurde ich immer verlegener und mied den Blickkontakt. Ich spürte, wie meine Angst größer wurde und wollte nichts mehr, als aus diesem Auto auszusteigen.

Als ich die Hand schon am Türgriff hatte, wagte ich einen Blick auf Ben. Er beobachtete mich eindringlich mit einer kleinen Falte zwischen den Brauen, als würde er angestrengt versuchen, mich zu verstehen, aber kläglich scheitern.

»Alles klar, danke noch mal«, sagte ich, öffnete die Tür und stieg aus. »Bitte ruf mich an, sobald du weißt, was mit meinem Auto nicht stimmt, ja?« Ich sah ihn nicken, ehe ich die Tür etwas zu heftig zuschlug.

Meine Beine zitterten, als ich das Kaufhaus betrat, ohne mich umzudrehen, war mir aber sehr bewusst, dass Ben wegfuhr.

Niedriger Blutzucker, dachte ich, als ich mich daran erinnerte, dass ich seit dem Frühstück nichts mehr gegessen hatte, und auch das hatte nur aus einem Joghurt und einer Banane bestanden.

Richtig. Zuerst essen, dann Selbstmitleid.

Kapitel 7

Als die Sonne an diesem Abend unterging, war ich vollkommen erschöpft. Dieser Tag fühlte sich an, als hätte er sich eine Woche lang hingezogen. Das Positive war, dass alle Wände im Wohn- und Esszimmer und der Küche frisch gestrichen waren und ich mich endlich mit einem kalten Drink setzen und entspannen konnte. Ein kalter, alkoholfreier Drink.

Ich nahm eine Flasche Cola aus dem Kühlschrank und nahm sie mit raus in den Garten, wo ich mich setzte und den Verschluss mit einem befriedigenden Zischen aufschraubte. Nachdem ich ein paar große Schlucke getrunken hatte, knurrte mein Magen laut. Seufzend ließ ich den Kopf nach hinten an die Stuhllehne sinken.

Die Sonne war fast vollständig hinter den Bäumen in der Ferne versunken und hüllte den Himmel in einen orangefarbenen Schein. Es war faszinierend zu beobachten, wie die letzten Strahlen verschwanden. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal einen Sonnenuntergang betrachtet hatte, wenn überhaupt. Wann hatte ich das letzte Mal nach einem schrecklichen Tag draußen gesessen und mir erlaubt, einfach zu sein?

Manchmal sind die kleinen Dinge die wirklich wichtigen, Finney.

Aidens wahre Worte gingen mir durch den Kopf, als ich zusah, wie sich die umwerfenden Farben auf dem Himmel ausbreiteten und die fluffigen Wolken orange, gelb, rot und sogar pink anmalten.

Mein Magen knurrte erneut und erinnerte mich daran, dass ich jede Sekunde hungriger wurde, sosehr ich auch hier sitzen bleiben und mich die nächsten fünf Jahre nicht bewegen wollte. Aber der Kühlschrank war noch genauso leer, wie ich ihn heute Nachmittag hinterlassen hatte. Alles, was ich geschafft hatte, nachdem Ben

mich abgesetzt hatte, war ein schnelles Mittagessen, eine Powerbank zu besorgen, ein paar Eimer Farbe im Heimwerkerbedarf zu kaufen und mir ein Taxi zu bestellen.

Ich zog mein frisch aufgeladenes Handy aus der Tasche und suchte nach Lieferservices in der Gegend. Mir wurden einige Restaurants angezeigt und ich bestellte viel zu viel chinesisches Essen, aber ich war einfach zu erschöpft, um mir darüber Gedanken zu machen. Nachdem das erledigt war, lehnte ich mich zurück und beobachtete den dunkler werdenden Himmel, zufrieden damit, nicht weiter denken zu müssen als an meine Essenslieferung.

Keine fünf Minuten später erschreckte mich das Geräusch der Türklingel. Ich stand auf und sah auf meinem Handy auf die Uhr, um sicherzugehen, dass ich nicht für eine halbe Stunde eingenickt war, aber nein, es war genau sechs Minuten her, seit ich das Essen bestellt hatte. Stirnrunzelnd ging ich zur Tür, bereit, wen auch immer ohne irgendwelche Höflichkeiten wieder wegzuschicken.

»Hi«, sagte Ben lächelnd, als ich hastig die Tür öffnete.

»Hi?« Erneut überraschten mich sein aufrichtiges Lächeln und sein aufgeschlossener Gesichtsausdruck.

»Entschuldige, dass ich so spät störe, aber ich dachte, du willst sie vielleicht so schnell wie möglich zurück«, sagte er und streckte die Hand aus. An einem seiner langen Finger baumelten meine Autoschlüssel. Ich war so von Bens Anwesenheit eingenommen gewesen, dass ich mein Auto ganz übersehen hatte, das hinter ihm in der Einfahrt stand.

»Du konntest sie reparieren?«, fragte ich, nahm ihm die Schlüssel ab und ging an ihm vorbei zum Auto.

»Eigentlich gab es nichts zu reparieren«, sagte er direkt hinter mir. Überrascht sah ich ihn an und er fuhr fort. »Ich hab das Auto an den Computer angeschlossen und es wurde kein Fehler angezeigt. Also hab ich es angelassen und eine Testfahrt gemacht. Alles hat wunderbar funktioniert. Ich vermute, dass vielleicht ein

Steinchen auf den Sensor getroffen ist und sich dort verkeilt hat, sodass das System gestört war. Aber als das Auto zur Werkstatt geschleppt wurde, hat es sich wahrscheinlich gelöst.« Er zuckte mit den Schultern und ich runzelte die Stirn. »Ich weiß, dass es lächerlich klingt, aber ich hab das schon gesehen. Dieses Auto ist nicht für unebene, verdreckte Landstraßen gemacht, Finn.«

Mit unmenschlicher Kraft gelang es mir, beim Klang meines Namens aus seinem Mund nicht die Augen zu schließen. Behutsam trat ich einen Schritt zurück, drehte mich zum Auto und strich mit den Fingern übers Dach.

»Aber ich liebe sie«, sagte ich und klang dabei wie ein bockiges Kind. Ich wollte nicht die eine Sache verkaufen, die mich an mein altes Leben erinnerte. Die eine Sache, die mir ein bisschen Luxus und das Gefühl gab, ein wenig ich selbst zu sein, wenn ich sie fuhr.

Ben grinste. »Natürlich tust du das. Ich sage nicht, dass du sie loswerden sollst, aber ich fürchte, dass wir uns vielleicht oft sehen werden.« Mein Blick huschte zu ihm. *Was für eine Qual, wie soll ich das nur ertragen*, dachte ich.

Er deutete mit dem Kinn auf das Auto. »Sie hat sich noch nicht an das Landleben gewöhnt.«

Ich biss mir von innen auf die Wange, um nicht zu lächeln, und sagte: »Wie viel schulde ich dir?«

Ben winkte ab. »Ich hab nichts gemacht. Das Auto war in Ordnung. Ich hab nur eine Testfahrt gemacht und ich kann dir versichern, dass das nicht unangenehm war.«

»Du hast auch deine Zeit verschwendet, um ein Problem zu suchen, und hast sie mir dann nach der Arbeit zurückgebracht.« Ich wollte niemandem einen Gefallen schuldig sein. Mir war immer noch nicht eingefallen, wie ich mich bei Steve dafür revanchieren konnte, dass er mich heute Nachmittag aufgenommen hatte, und ich fühlte mich dadurch immer unwohler.

»Ist kein Problem«, sagte Ben und winkte erneut ab.

Ein Auto fuhr vor die Einfahrt und ein Mann mittleren Alters stieg aus, winkte uns zu und nahm dann zwei Tüten aus dem

Kofferraum. Lächelnd reichte er mir und Ben eine der Tüten und der köstliche Geruch von dampfend heißem Essen überwältigte meine Sinne. Ich atmete tief ein und schloss einen Moment die Augen, während mein Magen erneut knurrte. Ich gab dem Mann noch ein Trinkgeld, bevor er wieder ging.

»Erwartest du Besuch?«, fragte Ben mit hochgezogener Braue und sah zwischen der Menge an Essen und mir hin und her.

»Nein, aber ich hab das Gefühl, als könnte ich einen Elefanten essen und meine Aufmerksamkeitsspanne ist am Ende, also hatte ich keine Lust, zwischen verschiedenen Dingen zu wählen und hab die ganze Karte bestellt.«

Ben reichte mir die Tüte und ich stand einfach da, zwischen ihm und meinem Auto, während der Geruch nach Essen die Luft erfüllte und meine Knie vor Hunger nachgaben.

»Warum bleibst du nicht wenigstens zum Essen?«, hörte ich mich sagen, aber mein Kopf war nicht schnell genug, um hinterherzukommen. Bens Augen leuchteten auf und das Grün strahlte wie das einer Katze in der Dunkelheit. »Es ist das Mindeste, was ich tun kann, nachdem du dich so um mein Auto gekümmert hast«, fügte ich schnell hinzu. Mein Herz schlug so schnell, dass ich glaubte, aus den Latschen zu kippen und zu sterben.

»Sicher, liebend gern«, sagte Ben, nahm mir die Tüte aus der Hand und ging zum Haus, als würde er spüren, dass ich meine Meinung ändern würde.

»Großartig«, murmelte ich und folgte ihm.

***

Die Sache war, dass wir manchmal dumme, übereilte Entscheidungen trafen, die uns zerstörten, beinahe umbrachten. Aber manchmal trafen wir dumme, übereilte Entscheidungen, die sich zum Besten entwickelten, was uns seit einer Weile passiert war.

Während ich auf dem unbequemen Holzstuhl saß und mir gedanklich notierte, dass ich neue Esszimmerstühle brauchte, die

meinen Hintern nicht taub machten und dafür sorgten, dass sich mein Rücken komisch wölbte, beobachtete ich Ben, der gerade angeregt sprach, ohne dass das Lächeln aus seinem Gesicht verschwand.

»Weißt du, es ist praktisch, wenn man ein paar Sprachen spricht«, sagte er und beendete seine Geschichte über ein Auto voller Touristen, die mitten in der Nacht auf der Autobahn gestrandet waren und nur ein paar Worte Englisch sprachen. »Vor allem, wenn man an so einem Ort wohnt.« Er hielt inne, um von seinem Prawn Toast abzubeißen, den er sanft zwischen den Fingern hielt.

Mit Mühe gelang es mir, meine Aufmerksamkeit von seinen sinnlichen Lippen abzuwenden, als er kaute, und mich stattdessen auf seine Worte zu konzentrieren.

»Was für ein Ort?«, fragte ich mit hochgezogener Braue. Ihm war bewusst, dass wir gerade in einem Esszimmer in einem Haus am Rand einer kleinen, ländlichen Stadt mit gerade dreißigtausend Einwohnern saßen, oder?

»Cambridge ist ein paar Kilometer entfernt und stark überfüllt, also neigen die Leute dazu, in die umliegenden Städte auszuweichen«, sagte Ben schulterzuckend und biss noch einmal von seinem Prawn Toast ab. »Und Cambridge, ich weiß nicht, ob du schon mal da warst, aber dort leben Menschen aus der ganzen Welt. Viele von ihnen kommen und gehen wegen der Universität, aber viele bleiben. Wie meine Mum.«

»Deine Mum?«

»Ja, sie ist Kolumbianerin«, sagte Ben grinsend. »Deshalb spreche ich Spanisch.« Er wedelte mit der Hand, um auf die Verbindung zu der Geschichte aufmerksam zu machen, die er gerade erzählt hatte.

Und deshalb hast du so umwerfend dunkle Haut, fügte ich gedanklich hinzu, ehe ich mich räusperte und laut sagte: »Ach ja?«

Heute Abend würde ich keine Preise für Eloquenz gewinnen und das war in Ordnung. Ben schien es auch nicht zu stören.

Er lächelte breit, als er von seiner Mutter sprach. »Ja. Sie ist nach Cambridge gekommen, um Medizin zu studieren – ihre Familie ist stinkreich«, sagte er erneut abwinkend. »Hat meinen Dad kennengelernt, sich verliebt und ist nach dem Abschluss geblieben. Er neckt sie immer damit, dass sie eine Prinzessin der kolumbianischen Mafia ist.«

»Ist sie?«, fragte ich und erwiderte sein Lächeln.

»Nein, ihr Dad ist Arzt und ihre Mutter hat eine reiche Familie, also geht es ihnen gut, auch ohne Verbindungen zur Mafia.« Er wandte nachdenklich den Blick ab, ehe er hinzufügte: »Soweit ich weiß.«

Er sah mir in die Augen und das verschmitzte Glitzern in seinem Blick verriet mir, dass er nur Witze machte. Ich lachte kopfschüttelnd und schaufelte mir etwas Reis auf die Gabel. Eine Weile aßen wir schweigend und ich wusste, dass von mir wahrscheinlich erwartet wurde, den Gefallen zu erwidern und ein paar persönliche Informationen preiszugeben, aber bei dem Gedanken, diesem lieben, fürsorglichen Mann von meiner verkorksten Vergangenheit oder dem Familiendrama zu erzählen, verkrampfte sich mein Magen.

»Finn?«, sagte Ben und ich sah ihn an. Er hatte seine Gabel abgelegt und das Kinn auf die Hände gestützt. »Ich muss dir was gestehen und mir ist klar, dass ich es wahrscheinlich in der Werkstatt hätte tun sollen, als wir uns das erste Mal gesehen haben, aber es schien nicht der richtige Zeitpunkt zu sein und jetzt fürchte ich, dass du denkst, ich wäre ein verrückter Stalker oder so was.« Er plapperte, sein Körper war angespannt und von seiner lächelnden, entspannten Haltung von eben war nichts mehr zu sehen. Es machte mich nervös.

Vielleicht bringen uns dumme, übereilte Entscheidungen doch um.

»Oh Gott, du siehst mich bereits an, als wäre ich ein Stalker.« Seine Augen wurden unmöglich noch größer und plötzlich breitete sich ein beschützerisches Gefühl in meiner Brust aus.

»Ich halte dich nicht für einen Stalker, Ben«, sagte ich, lehnte mich zurück und verschränkte die Arme. »Sag einfach, was du zu sagen hast.«

Er atmete tief ein und stieß die Luft dann wieder aus. »Ich weiß, wer du bist.« Ich war ziemlich sicher, dass er die Luft anhielt, während er mich bedauernd mit großen, runden Augen ansah. »Es tut mir leid, aber es ist so«, fuhr er hastig fort und hob die Hände, als würde er das Stirnrunzeln abwehren wollen, das sich auf meinem Gesicht breitmachte. »Und ich bin ein riesiger Fan. *Lost Silence* hat mein Leben verändert, Finn. Ich kann dir gar nicht sagen, wie viel mir dieses Buch bedeutet.«

»Scheiße«, stöhnte ich und legte das Gesicht in meine Hände.

Typisch für mich. Ich zog nach Ten Mile Bottom, das ich wortwörtlich wahllos ausgesucht hatte, indem ich auf eine Karte gezeigt hatte, und jemand hier wusste, wie ein Autor aussah, der seit zwei Jahren nichts veröffentlicht hatte.

»Ich folge dir schon seit Jahren in den sozialen Medien, also wusste ich sofort, dass du es bist, aber du hast so mitgenommen und sauer ausgesehen, dass ich nichts sagen konnte.« Er sprach weiter und ich schielte ihn zwischen meinen Fingern hindurch an, mit denen ich noch immer mein Gesicht bedeckte.

Ich wollte gerade nicht Finnegan J. Rowe sein. Ich wollte die Zeit fünf Minuten zurückdrehen, als wir chinesisches Essen gegessen und lustige Geschichten ausgetauscht hatten. Na ja, Ben hatte lustige Geschichten erzählt, während ich einsilbige Antworten von mir gegeben und mich vollgestopft hatte, aber egal.

»Kannst du irgendwas sagen?«, bat er und eine Sorgenfalte bildete sich zwischen seinen Brauen. Sanft zog er mir die Hand vom Gesicht.

»Ich halte dich nicht für einen Spinner«, sagte ich aufrichtig. Ich hatte viele meiner Leser kennengelernt und Bens Reaktion war im Vergleich zu anderen ziemlich dezent. Fangen wir gar nicht erst mit den Geschenken an, die ich bekommen hatte. Ich zitterte schon, wenn ich nur daran dachte.

»Aber?«, drängte Ben.

»Aber es wäre mir lieber, wenn du niemandem davon erzählst.«

»Josh weiß es schon«, sagte Ben und wandte schuldbewusst den Blick ab. »Aber ich hab es ihm nicht gesagt! Er hat über die Jahre oft gehört, wie ich von dir gesprochen habe und hat deine Accounts in den sozialen Medien auch gesehen, wenn auch nur, um sich über mich lustig zu machen, weil ich ein *Fanboy* bin.« Ben setzte das Wort in Anführungszeichen, errötete aber und wandte den Blick ab.

»Josh ist dein Bruder? Der andere Typ in der Werkstatt?«

»Ja.«

Ich seufzte und rieb mir erneut mit der Hand übers Gesicht. Nichts davon war Bens Schuld. Ich hatte mein Gesicht jahrelang online gezeigt. Außerdem hatte ich mich sehr offen zu kontroversen Themen geäußert und dadurch viele Follower bekommen, selbst wenn einige davon Trolle waren. Es kam nicht gerade unerwartet, von jemandem erkannt zu werden, wenn ich nicht erkannt werden wollte, auch wenn ich gehofft hatte, dass mich die Leute vergessen würden, wenn ich meine Profile deaktivierte.

»Das ändert die Dinge«, sagte ich leise.

Heute Abend, während wir in meiner Küche saßen, waren wir zwei Typen, die sich chinesisches Essen teilten und sich unterhielten, und ich hatte das Gefühl, als könnte ich Ben vertrauen. Er wirkte so aufrichtig und freundlich, so offen in seinen Gefühlen, ohne sichtbare Hintergedanken. Er hatte dafür gesorgt, dass sich etwas in mir beruhigte.

Aber jetzt? Jetzt, da ich wusste, dass er meine Arbeit gelesen hatte, mir online gefolgt war und mehr über mich wusste, als ich teilen wollte, spürte ich, wie meine Beklemmung wuchs. Vielleicht war es nicht fair, vielleicht war ich ein Arsch, aber ich brauchte Zeit, um all das zu überdenken.

Ich spürte, wie meine Mauern hochfuhren, als ich mich straffte und die Ellbogen auf den Tisch stützte. Als ich ihm direkt in die Augen sah, wusste ich, dass er es auch gespürt hatte. Ben hob eine Hand, damit ich nichts sagen konnte, und seine Augen verdunkelten sich vor Bedauern und Traurigkeit.

»Schon in Ordnung, ich versteh es«, sagte er und stand auf. »Ich finde selbst raus.« Er lächelte schwach und schob den Stuhl an den Tisch heran. »Danke fürs Essen….« Er hielt inne und kaute an seiner Unterlippe, eher hinzufügte: »Und es tut mir leid. Ich hätte etwas sagen sollen, bevor du mich in dein Haus eingeladen hast.«

Er drehte sich um und ging und ich hielt ihn nicht auf.

Lest weiter in...

Ten Mile Bottom

Roman von Teodora Kostova

November 2020

www.cursed-verlag.de